

Harald Homann

Wiedergänger

Zur Aufklärung der ‚Anti-Soziologie‘

1. Der Streit der Soziologie

Seit ihrer Entstehung liegen die modernen Wissenschaften vom Sozialen miteinander und untereinander im Streit. Das gilt schon für das 18. Jahrhundert und die Nationalökonomie, wie für die Soziologie, Ethnologie, Psychologie und Kulturanthropologie im 19. und 20. Jahrhundert. Es scheint müßig zu fragen, ob die ebenso lange berufene ‚Krise‘ der Sozialwissenschaften ein Ergebnis dieses Streites, oder ob umgekehrt der Streit den Ausdruck ihrer - offenbar lebenslangen - Krise darstellt. Die Frage wäre falsch gestellt. Denn trotz aller Anstrengungen und Appelle: der mal verdeckte, mal offene Streit bleibt den Sozialwissenschaften erhalten. Wenn dies aber so ist, so muß man akzeptieren, daß der Streit konstitutiv zu den Sozialwissenschaften dazugehört. Da aber der Streit in den Sozialwissenschaften offenbar von anderer Intensität und Qualität ist, als sachliche und selbst paradigmatische Kontroversen in den Naturwissenschaften, stellt sich die Frage, was der tiefere systematische Grund hierfür ist. Er ist weder auf ‚Professorengezänk‘ zurückzuführen, noch als temporäre Begleiterscheinung von ‚Paradigmenwechseln‘ und ‚Grundlagenkrisen‘ zu beschreiben. Er ist beständig. Vor allen näheren Untersuchungen von Geschichte, Verlauf, Fronten, Argumenten und Kombattanten steht so zu vermuten, daß sich in diesem Streit im Prinzip unausgleichbare Positionen gegenüberstehen. Und diese werden den Kern der Sozialwissenschaften selbst betreffen. Nicht ihre äußere Erscheinung, und ihre institutionelle Gestalt sind umstritten, sondern ihr Ziel, ihre Aufgaben in der modernen Gesellschaft und für diese (Homann 1989).

Es ist der Streit um ihr Ziel, der die Sozialwissenschaften seit ihrer Entstehung begleitet und er ist auch der Kern der Dichotomie von Soziologie und ‚Anti-Soziologie‘. Aber natürlich darf dieser Streit nicht mit dem sachlichen Thema der Sozialwissenschaften verwechselt werden. Seiner ungeachtet arbeiten und forschen die Sozialwissenschaften

wie andere Wissenschaften auch, kommen zu Ergebnissen und auch zu Auseinandersetzungen über diese Ergebnisse. Davon zu unterscheiden aber ist der hier gemeinte Streit, der nun aber meist nicht direkt um Ziel und Aufgabe geführt wird, sondern sich regelmäßig an Kontroversen um sachliche Fragen entzündet. Die Etiketten dieser Streitigkeiten sind vielgestaltig: Methodenstreit, Positivismusstreit, qualitative vs. quantitative Verfahren, Kultur vs. Struktur, usw. Auch Niklas Luhmann widmete seine Abschiedsvorlesung den zwei Soziologien: Was ist der Fall und Was steckt dahinter? (Luhmann 1993) Offenbar ist dieser Streit systematisch induziert und nicht zufällig vorhanden.

Trotz aller Versuche eines pazifizierten Pluralismus, der den jeweiligen Programmen ihr Recht beläßt, brechen diese Kontroversen in immer veränderter Weise wieder auf. Daraus läßt sich erst einmal schließen, daß es in den Sozialwissenschaften die Möglichkeit gibt, über die Gestalt und die Zielbestimmung der Wissenschaft zu streiten. Das ist schon für sich selbst genommen ein nicht selbstverständliches Phänomen. ‚Reife‘ Wissenschaften, wie sie die paradigmatisierten Naturwissenschaften darstellen, konstruieren ihr Selbstverständnis anders. Für die Anhänger einer eher positivistisch orientierten Erkenntnistheorie, die einen strikt erklärenden Ansatz favorisieren, ist denn auch der Zustand der Soziologie durch eine gewisse Unreife gekennzeichnet, die allerdings im Laufe der theoretischen Entwicklung überwunden werden wird. Andere interpretieren die Streitigkeiten als notwendige Schritte der Selbstaufklärung und Selbstvergewisserung.

Wenn es um Selbstaufklärung in der Soziologie geht, dann können die Streitigkeiten, die um die Soziologie geführt werden, beiseite gesetzt werden. Sie haben zwar auch in Deutschland spätestens seit Georg v. Belows Angriffen einige Prominenz erlangt, dauern aber bis heute eher zaghaft fort. Die Soziologie ist akademisch, öffentlich und institutionell etabliert. Es dreht sich also im weiteren um den Streit innerhalb der Soziologie, zwischen Soziologen. Dafür allerdings ist der Begriff der ‚Anti-Soziologie‘ kaum brauchbar, auch wenn dessen Verbreitung durch Schelskys bedeutungsprägenden Buchtitel dies nahelegt (1981). Der Begriff evoziert heute eher die Vorstellung von Gespensterscheinungen, die niemanden mehr schrecken. Von Zeit zu Zeit gehen diese scheinbar um. So erscheint die ‚Anti-Soziologie‘ zumeist in Gestalt von einigen

leibhaftigen ‚Anti-Soziologen‘ und relativ unabhängig davon, ob diese selbst sich als solche verstehen, wie Helmut Schelsky, der den Begriff popularisiert hat oder Friedrich H. Tenbruck, der zwar zuweilen als solcher rubriziert wird, sich selbst aber nicht damit identifizieren konnte. Mehr oder weniger korreliert das Auftreten dieser scheinbaren Wiedergänger mit der Ausrufung und Aufdeckung angeblicher Krisen der Soziologie, wie immer wieder in eher journalistisch geführten Debatten. Sieht man von persönlichen und allzu persönlichen Anlässen solcher Diskurse und Angriffe ab, so öffnet sich der Blick auf die eingangs erläuterte und einigermaßen erstaunliche Tatsache der Dauerstreitigkeiten in der Soziologie.

Im Kern dieser Auseinandersetzungen geht es von Beginn an um die Frage, welche Soziologie wir betreiben wollen, wie Max Weber das Ergebnis und die Folgerung aus dem klassischen Methodenstreit paradigmatisch formulierte und daraus die Aufgabe einer kritischen Metareflexion herleitete. Oft ist in den darauf folgenden Kontroversen der Bezug auf Weber denn auch maßgeblich geworden, da er in seinen Beiträgen zur ‚Wissenschaftslehre‘ mögliche Begründungsversuche und Zielvorstellungen der Sozialwissenschaften kritisch untersucht hat. Auch für Tenbruck hat die Beschäftigung mit Weber einen Kernbereich seiner professionellen Arbeit ausgemacht. Ein Großteil dieser Beiträge zählt zu den klassischen Texten der Weberforschung, was die historisch-kritische Prüfung der Text- und Überlieferungsgeschichte angeht, ebenso wie die bahnbrechenden Aufsätze zur ‚Genesis der Methodologie Max Webers‘ (1959a) und zur Rekonstruktion des Hauptthemas Webers, der Frage nach dem gesellschaftlichen Rationalisierungsprozeß (1975; 1986). Entscheidender für die hier verfolgte Fragestellung ist der kritische Impuls, den Tenbruck bei Weber aufgespürt hat. Weber hatte im Anschluß an den Methodenstreit die Probleme der Begründung der Sozialwissenschaften und ihrer Hauptbegriffe immer wieder behandelt und sie zuletzt in ‚Wissenschaft als Beruf‘ in einen weiten wissenschaftsgeschichtlichen Kontext gestellt. In der Auseinandersetzung mit Webers kritischer Perspektive entwickelt Tenbruck seine eigenen Stellungnahmen.¹

¹ Die wichtigsten Weber-Arbeiten Tenbrucks sind zusammen mit einer problemgeschichtlichen Einführung 1999 veröffentlicht worden (Tenbruck 1999).

Wenn dieser Beitrag sich vornehmlich mit Tenbrucks Werk beschäftigt, dann nicht primär aus biographischem oder historischem Interesse, sondern weil es hilft, bestimmte Sachprobleme und Grundkonstellationen zu identifizieren, die sich auf den ‚Sinn‘ der Sozialwissenschaften und ihrer Grundbegriffe beziehen. Und es lohnt sich, Tenbrucks Interpretationen dabei im Spiel zu halten, weil er es war, der diese Fragen wirkungsmächtig immer wieder gestellt hat (vgl. Wagner 1999: 12-15; 22-23; 64-65). Die Auseinandersetzung wird eher kontextualisierend geschehen, sodaß, gemessen am Thema, einer einzelnen Position ungleich viel Raum gewährt wird, wobei auch auf unpublizierte Materialien, Texte und Briefwechsel Tenbrucks zurückgegriffen wird. Ein großer Teil der sachlichen Arbeiten Tenbrucks vor allem zu Max Weber und zur Kulturosoziologie gehören in den Kontext der Debatten über die Selbstvergewisserung der Aufgaben, Ziele und Zwecke der Soziologie. Sie stellen der Intention wie dem Inhalt nach keine Form der ‚Anti-Soziologie‘ dar, sondern artikulieren Fragen und Probleme, die im laufenden professionellen Betrieb der Wissenschaft aus Gründen eingeklammert sind. Diese Fragen rücken faktische und theoretische Entwicklungen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die eng verwoben sind mit dem je aktuellen Selbstverständnis der Disziplin und den Aufgaben, die zu lösen sie sich vornimmt. Das sei erläutert anhand von Ausführungen und Anfragen, die Tenbruck den Begriffen Kultur und Gesellschaft widmet und die in den Versuch einmünden, die Idee der Kulturosoziologie neu zu begründen.

2. Die Neubegründung der Kulturosoziologie und das Problem der ‚Gesellschaft‘

Tenbruck hat seine ausgedehnten Überlegungen und Forschungen, bis auf einen allerdings wichtigen Teilaspekt in ‚Die unbewältigten Sozialwissenschaften‘ (1984), nicht zusammenhängend in Monographien dargestellt. Das schmälert sowohl die Wirkungsmöglichkeiten der Gedanken, wie es auch den Eindruck des nahezu zufälligen und vereinzelt erzeugten. Ein einzelner Aufsatz kann sich nicht das Ziel setzen, dies nachzuholen und eine umfassende retrospektive Rekonstruktion des systematischen Gehalts zu liefern. Stattdessen wähle ich als Ausgangspunkt die Idee der ‚Kulturosoziologie‘, der Tenbruck selbst eine zentrierende Kraft beimaß.

Die Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts kennen viele Umbrüche, insbesondere in Deutschland. Nicht der geringste besteht im Aufkommen einer disziplinären Kultursoziologie seit den späten 70er Jahren, das eng mit Tenbruck verbunden ist.² Wie immer man diese Entwicklung einschätzen mag, ob als hermeneutische und kultursoziologische Wende, oder als kulturalistische Vereinseitigung, selten wird gesehen, daß Tenbruck sie als unverzichtbares Medium der Selbstverständigung in den modernen Gesellschaften versteht. An der Zuweisung dieser spezifischen Aufgabe für die Sozialwissenschaften hat Tenbruck seit ihrer frühen Formulierung von 1963 festgehalten (1963). Die Kultursoziologie stellt daher auch keine kulturkritische Resignationsfrucht dar, sondern ist die dezidierte Alternative zur ‚Anti-Soziologie‘ derer, die an der Dialektik sozialwissenschaftlicher Aufklärung irre geworden waren. Dabei besteht die kultursoziologische Orientierung Tenbrucks weniger darin, daß er sich von Beginn an vornehmlich Problemen der Kultur zugewandt hat. Bedeutsamer und grundsätzlicher ist es, daß er die Soziologie selbst als Wissenschaft der Kultur begreift. Damit ist ihr die Doppelaufgabe gestellt, als Kultursoziologie die gesellschaftliche Wirklichkeit von ihren kulturellen Grundlagen her zu betrachten und sie ist zudem aufgerufen, ihre eigene eminente Rolle im Selbstverständigungsprozeß der Gesellschaft zu reflektieren und aufzuklären.

Von dieser Aufgabenstellung her erklärt sich auch Tenbrucks starkes theoretisches Interesse und seine Stellung zu den Versuchen, eine geschlossene ‚Theorie der Gesellschaft‘ zu entwickeln, seien diese marxistisch, positivistisch oder systemtheoretisch inspiriert. Auch hier verfolgt er den vor allem von Weber überkommenen Gedanken, daß die sozialen Tatsachen sich nicht aus sich selbst empirisch erschließen, sondern von den Subjekten gedeutet werden. Daraus erwächst ein Deutungsbedürfnis, das durch allgemeine soziologische Richtigkeiten nicht gedeckt werden kann, die ihren Kern meist in der impliziten oder expliziten Reifizierung der ‚Gesellschaft‘ besitzen und zur historisch-kulturellen Verkürzung der sozialen Wirklichkeit führen. Erst die Rekonstruktion der historisch-kulturellen Dimensionen der Realität demonstrieren die

² Näheres zu der inhaltlichen Begründung der Kultursoziologie durch Tenbruck in der Einleitung der Herausgeber zu Tenbruck 1996: 7-25.

Bedeutung der ‚sozialen Tatsachen‘ für uns. Tenbruck hat daher immer wieder unter dieser Perspektive die soziologische Theorie, ihre Konstruktionen und Versprechungen durchgemustert.³ Denn welche Gestalt die Theorien besitzen, auf welche Ziele hin sie erarbeitet werden, ist schlechthin entscheidend für den Auftrag, den sie sich zumessen. Auch aufgrund seiner frühen philologischen und philosophischen Bildung ist es ihm möglich, eine aktive Rolle bei der Neubegründung der Sozialwissenschaften in Deutschland nach 1945 zu spielen und dies zugleich mit grundsätzlichen Reflexionen zu verbinden.

Auch darüber kann Max Weber zum Beruf werden, mindestens in der doppelten Bedeutung, die Weber selbst diesem Begriff in seinen Vorträgen zu Wissenschaft und Politik als Beruf abgewonnen hat. Für Tenbruck sind Webers Werk und Person zu einer stetigen sachlichen und persönlichen, auf die Haltung gegenüber der Wissenschaft, vornehmlich der Sozialwissenschaft bezogenen Herausforderung geworden, nahezu das Medium der Genese seines eigenen soziologischen Werkes.⁴ Die Gründe dafür liegen weniger in persönlichen Affinitäten, als in spezifischen Generationslagerungen der um 1918/19 Geborenen zu denen Tenbruck gehörte und deren Stellung in der Nachkriegsentwicklung der Soziologie in Deutschland. Ein scharfes Generationsprofil entwickeln die wenigen Soziologen dieser Jahrgänge nicht, das die ‚Älteren‘, schon in der Weimarer Republik ausgebildeten, und die ‚Jüngeren‘, von Soziologen sozialisierten Soziologen jeweils auf ihre Weise besitzen. Zeitgeschichtlich bedeutsam für diese Generation sind die nationalsozialistische Herrschaft und der Krieg, in den sie nahezu alle ziehen müssen. Wissenschaftsgeschichtlich findet die Generation sich mit dem Prozeß der rigorosen Verselbständigung der Fachwissenschaften, zumal der Soziologie konfrontiert. „Dem lag die Hoffnung zugrunde, jedes Fach könne seinen Wirklichkeitsbereich gültig durch eine Theorie erfassen und gelange damit auch zu seiner technischen Reife. Da ich darin eher eine Verdrängung als eine Lösung der Sachfragen sah, fand ich mich gezwungen, mit meinen Arbeiten eigene Wege zu gehen. Dabei ergab sich die schwierige Lage, daß ich mir die Aufgaben und Probleme, die mit der Verselbständigung der Fächer verschwunden waren, erst selbst wieder erarbeiten mußte,

³ Dazu die Schriftenverzeichnisse in Tenbruck 1996: 285-291 und Tenbruck 1999: 263-267.

⁴ Vgl. dazu die Einleitung des Herausgebers in Tenbruck 1999: VII-XXIV.

während sie gewöhnlich vom Fach, wenn nicht vorgegeben, so doch nahegelegt werden“ (1989a: 1).

Als Tenbruck sich in den späten 40er Jahren endgültig der Soziologie zuwandte, geschah es im Bewußtsein, daß die klassischen deutschen Geisteswissenschaften, insbesondere die Philosophie, keine adäquaten Antworten auf die Probleme moderner Gesellschaften zu geben imstande waren, da sie sich durch Spezialisierung und Verselbständigung ihrer Methoden und Fragestellungen vereinseitigt hatten. Entsprechend hatten sich eigene Sozialwissenschaften ausgebildet, deren Entwicklung durch den gleichen Prozeß gekennzeichnet war. Tenbruck stellte sich daher die Aufgabe, die Fragen, auf die die Konstituierung der Soziologie Antworten zu geben versuchte, und die im Zuge der Professionalisierung zunehmend durch den laufenden Betrieb verdeckt wurden, zuerst für die deutsche Diskussionslage zur Klärung zu bringen und am Beginn ihrer Institutionalisierung aufzusuchen und zu rekonstruieren. Er fand sie, kurz gesagt, in jenen Streitigkeiten, die vornehmlich in Deutschland um die angemessene wissenschaftliche Deutung von Geschichte und Gesellschaft im Methodenstreit der Nationalökonomie und um die Möglichkeit einer ‚Kulturgeschichte‘ als historischer Gesetzeswissenschaft ausgetragen wurden. Aus den Kalamitäten und Aporien dieser Situation suchte die Soziologie, wie sie Simmel und Weber konzipierten, einen Ausweg. Sowohl von seiner Generationenlagerung her, wie auch durch seinen eigenen Bildungsgang belehrt, hat Tenbruck sich und anderen die Offenheit der Ausgangsbedingungen der Entstehung der Soziologie immer wieder vor Augen geführt, die auf national verschiedenen Wegen zur Institutionalisierung führte. Sie erwächst in Deutschland sowohl aus der Philosophie, wie vor allem aus dem Korpus der historisierten ‚Geisteswissenschaften‘, zu denen die Rechtswissenschaft, die Geschichtswissenschaft, vor allem aber die historische Schule der Nationalökonomie gehören, wie es sich an Simmel und Weber schlagend zeigt (Vgl. Homann 1989). Tenbruck legt das Ergebnis seiner jahrelangen Anstrengungen und Forschungen zu diesen Fragen in den großen Aufsätze ‚Georg Simmel‘ (1958), ‚Die Genesis der Methodologie Max Webers‘ (1959a) und ‚Formal Sociology‘ (1959b) nieder. Unveröffentlicht blieb ein 70seitiges Manuskript zu Wilhelm Dilthey, in dem sein Werk als sachlicher und methodologischer Übergang zur modernen Soziologie gedeutet wird.

Damit hatte sich Tenbruck endgültig in der Soziologie etabliert. Der Weg dorthin hatte über die Philosophie geführt. 1919 geboren, beginnt er nach dem Abitur das Studium insbesondere der Philosophie in Freiburg bei Heidegger, dessen ‚Sein und Zeit‘ bereits für den Schüler als Beginn einer Philosophie erschien, die sich dezidiert mit der modernen Situation auseinandersetzt. Schon früh, trotz in Aussicht gestellter Möglichkeiten, vom ‚Heideggerianismus‘ enttäuscht, geht er über Berlin, wo er an der Leibnizausgabe mitarbeitet, Köln und Greifswald schließlich nach Marburg. Hier wohnt er im Hause von Max Kommerell, studiert bei Julius Ebbinghaus und wird 1944 mit einer Arbeit über ‚Die transzendente Deduktion der Kategorien‘, dem theoretischen Herzstück der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ promoviert (1944). Nach Einberufung und Verwundung ist er von 1946 bis 1949 am Philosophischen Seminar in Marburg tätig, gibt aber den Plan einer Habilitation über die Wirkung Rousseaus auf, auch weil das Projekt Ebbinghaus zuwenig philosophisch ausgerichtet schien. 1950-51 geht er zu intensiven Studien der amerikanischen Sozialwissenschaften und ihrer empirischen Methoden an die University of Virginia in Charlottesville und wird anschließend in Frankfurt persönlicher Assistent von Max Horkheimer am Institut für Sozialforschung. 1957 geht er als Assistant Professor für Soziologie erneut in die USA an die Hobart and William Smith Colleges in Geneva im Staate New York. 1960 kommt er zu Arnold Bergstraesser nach Freiburg, wo er 1962 mit einer Arbeit über ‚Geschichte und Gesellschaft‘ (1962/1986) habilitiert, in der er die wissenschaftlichen Erträge seiner Amerikaaufenthalte mit den Studien zur deutschen Sozialwissenschaft verbindet. Diese Schrift entwickelt eine Theorie des Verhältnisses von Kultur, Person und Struktur, die in den späteren Schriften Zug um Zug ausgebaut wird (1989b).

3. Simmel, Weber, Geschichte und Gesellschaft

Ausgangspunkt sind Prüfungen der klassischen deutschen Soziologie, vor allem Webers und Simmels, die in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts als Begründer einer ‚geisteswissenschaftlichen‘ Orientierung der deutschen Soziologie galten, einer geschichtsphilosophischen ‚Kultursoziologie‘, wie sie Alfred Weber seit den 30er Jahren

repräsentierte. So war man sich nach 1945 in der jüngeren Generation der Sozialwissenschaftler, wie auch in der älteren bei Schelsky, Adorno und Horkheimer und René König einig in der Ablehnung dessen, was man als spezifisch deutsche Tradition in den Sozialwissenschaften identifizierte. „Die alte ‚deutsche Soziologie‘ (...) bot uns allen keine Chance zu neuen Einsichten mehr“, wie es Schelsky rückblickend formulierte. (1981: 17) Deshalb wurden 1959 auf der Tagung im Schloß Niederwald „die Originalität und Problemeinheit einer ‚deutschen Soziologie‘ seit Max Weber oder Simmel zu Grabe getragen“ (1981: 65). Von den jüngeren Soziologen brach nach Schelskys Erinnerung Tenbruck als erster aus diesem Konsens aus, indem er die Suche nach einer einheitlichen Theorie der Gesellschaft zu einer Variante der Geschichtsphilosophie erklärte und einen ‚neuen Pluralismus‘ forderte, in dem dann auch die deutschen Klassiker ihren legitimen Ort hätten.

Das Verhältnis von Kultur, Gesellschaft und Geschichte klärt Tenbruck anhand der Frage, was die Geschichte sei und beantwortet sie mit den Mitteln der Soziologie. Sein Ausgangspunkt ist die klassische soziologische Annahme, daß alle Geschichte eine der ‚Gesellschaft‘ ist und auf Differenzierung beruht, woraus er drei Gesellschaftstypen entwickelt. „Geschichte können Menschen nur insofern haben, als sie in Wirkzusammenhängen stehen. Das heißt noch nicht, daß sie bei bestehenden Wirkzusammenhängen auch tatsächlich Geschichte haben. (...) Geschichte ist erst einmal ein Modus und Derivat menschlichen Handelns. Sie kann jedoch weiter nur das dasjenige Handeln umfassen, das im menschliche Wirkzusammenhänge eingeht. (...) Nicht der Mensch als Individuum, sondern Menschen in Wirkungszusammenhängen sind Träger der Geschichte“ (1962/1986: 59f.; 61).

Der gemeinsame Ort aller Wirkzusammenhänge ist die Gesellschaft. Gesellschaften typisiert Tenbruck in primitive Gesellschaften, Hochkulturen und moderne Gesellschaften. Die Grundlage dafür sind bestimmte Strukturverfestigungen, die jeweils Differenzierungsgewinne der Gesellschaftstypen auf Dauer stellen. Primitive Gesellschaften bilden, was die Wirkungszusammenhänge des Handelns angeht, lokale Einheiten; Hochkulturen besitzen demgegenüber überlokal institutionalisierte Herrschaft und entsprechende Oberschichten und moderne Gesellschaften geben ihrerseits diese

schicht- und lokalitätsbezogenen Differenzierungen auf. Ihr Konstruktionsprinzip basiert auf indirekten, raumunabhängigen und komplexen Kommunikationen und Wirkungszusammenhängen, Institutionen und Organisationen.

Geschichte ist nun für Tenbruck nicht, was nahegelegen hätte, ein Stufenmodell der Typenentwicklung; vielmehr geben diese Typen strukturelle Beschränkungen und Möglichkeiten an für das, was für jeden Typus Geschichte ist und bedeutet. Die Typen sind gekennzeichnet durch je bestimmte Möglichkeitsräume des Handelns. Wenn „die Struktur einer Gesellschaft uns das Netz aller möglichen und wirklichen Kommunikationen angibt“ (1962/1986: 227), dann ist Geschichte letztlich die soziale Konstruktion der Differenz von Handlungsmöglichkeiten und -wirklichkeiten. Und der Ort der Ausarbeitung dieser Differenz ist die andere Seite der Struktur: die Kultur. „In der Kultur denken wir die gleichen Elemente, welche in der Struktur auftreten, nur noch einmal in einer anderen, und zwar des genaueren in derjenigen Verbindung, in welcher sie gerade auch dem handelnden Individuum erscheint. Kultur macht erst einmal darauf aufmerksam, daß es zwischen den Handlungselementen Beziehungen und Verbindungen gibt, die von der sozialen Struktur her nicht sogleich erfaßt werden können. Struktur und Kultur sind zwei Seiten der gleichen Münze“ (1962/1986: 225).

Die Studien zu Dilthey, Simmel und Weber bilden gemeinsam mit dem magnum opus der erst 1986 veröffentlichten Habilitationsschrift die Grundlage der weiteren soziologischen Arbeit Tenbrucks. Sie fassen den Gehalt der soziologischen Fragestellungen zusammen, die für Tenbruck in der Arbeit an Themen und Autoren weithin bestimmend bleiben, vor allem für die Beschäftigung mit Weber. Grundsätzlich geht es um die richtige Verhältnisbestimmung von Person, Struktur, Kultur und Geschichte in der Soziologie und in der sozialen und kommunikativen Konstruktion der Realität (1996: 7-24). Daraus entwickeln sich seine Arbeiten zur Kulturosoziologie und zur Soziologie der Geschichte (1972b; 1972c).

Der ‚Genesis‘-Aufsatz von 1959 gehört nun sachlich engstens mit dem Simmel-Aufsatz von 1958 zusammen, die gemeinsam eine Konstellations- und Entwicklungsanalyse der frühen deutschen Soziologie bieten. Erst aus diesem gemeinsamen Anliegen läßt sich der ‚Genesis‘-Aufsatz angemessen verstehen, insbesondere auch seine skeptischen

Bemerkungen über die Zukunftsträchtigkeit der Weberschen Methodologie.

Ausgangspunkt muß daher der Simmel-Aufsatz von 1958 sein, in dem der Übergang zu einem genuin soziologischen Denken mittels soziologischer Begriffe und Perspektiven in Deutschland am Beispiel Simmels nachvollzogen und geklärt wird. „Neue Begriffe in bestehende Disziplinen einzuführen, ist ein relativ einfaches Geschäft, weil sie in ihren Unterschieden von Fixpunkten innerhalb eines bestehenden Bezugsschemas expliziert werden können. Eine neue Disziplin einführen aber bedeutet nicht, neue Begriffe, sondern eine neue Art zu sehen durch alte Begriffe erklären. In dem Maße, wie solche Perspektiven und die zugehörigen neuen Begriffe verfügbar werden, gilt die ursprüngliche Arbeit an ihrer Hervorbringung als unverständlich, weil sie ständig zu erklären versucht, was inzwischen wie selbstverständlich scheint, und weil die alten Begriffe nur noch in ihrer Unzulänglichkeit erscheinen“ (1958: 587).

Tenbruck will klären, „welches Maß an Konzeptualisierung in den Voraussetzungen soziologischer Arbeit steckt“ (1958: 588). Im pragmatischen Alltagsgeschäft arbeitet der Soziologe mit allgemein gängigen Begriffen wie Rolle, Struktur und System, deren Selbstverständlichkeit er nicht zu bezweifeln braucht. Anders aber stellt sich das Problem, wenn man fragt, was die ursprünglichen Bedingungen ihrer Entstehung und ihres Gebrauchs waren. Die eindrucksvolle theoretische und empirische Fortentwicklung der Soziologie in den USA drängte Tenbruck zu der Frage, was denn an der Lage in Deutschland anders gewesen war, sodaß plausibel wird, warum die ‚moderne‘ Soziologie nicht hier entstand. Das Kennzeichen dieser Modernität erkennt Tenbruck in der Verbindung von ‚Strukturauffassung‘ und ‚Kulturauffassung‘, ohne das eine dem anderen gegenüber zu verselbständigen. Plausibel kann er zeigen, daß Simmels Position beides miteinander verbindet, wenn auch noch nicht in moderner sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeit. Doch Simmel wendet sich bald ganz der Philosophie zu und verfolgt seine soziologischen Interessen nicht weiter, wodurch er bereits den Zeitgenossen vornehmlich nur als Philosoph erscheint. Das wirke sich bereits bei Weber aus, und dadurch auch auf dessen Stellung in der Geschichte der Soziologie. „Aus mannigfachen Gründen hat man in Deutschland das Werk Max Webers immer unvermittelt wie einen Fels aus dem Meer aufsteigen lassen. (...) Dadurch ist der Sinn für die Kontinuität in der Entwicklung der deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften äußerst beeinträchtigt worden. Eine sehr

konkrete Folge davon ist die Sprödigkeit der deutschen Soziologie gegen Strukturbegriffe gewesen, die direkt auf das Webersche Programm zurückgeht, oder doch darin ihre Stütze findet. Aber Weber steht in der lebendigen Kontinuität von Dilthey und Simmel. Und Simmels Position kann zeigen, daß Strukturauffassung und Kulturauffassung sich nicht ausschließen" (1958: 607).

Aus diesem Befund ergeben sich die Leitfragen zu Tenbrucks folgendem großen Weberaufsatz, der die methodologischen Bemühungen Webers als Antwort auf den zugespitzten Konflikt von Naturalismus und Historismus deutet, die in besonderer Weise im ‚Methodenstreit‘ der Nationalökonomie ausgetragen wurden (vgl. Homann 1989). Dabei gehe es Weber um die Eigenheit der von Simmel so bezeichneten ‚Wirklichkeitswissenschaft‘, um den Versuch, den Sinn der Sozialwissenschaften als ‚Kulturwissenschaften‘ gegenüber Gesetzeswissenschaft und Positivismus zu bestimmen. Hierbei komme ihm seine historische Ausbildung zugute. „Webers ‚transzendente Voraussetzung‘ der Kulturwissenschaften ist Wiedereinsetzung eines historischen Erbes mittels der Methodologie!“ (1958: 607) Welches sind dann aber die Bestandteile des Weberschen soziologischen Denkens, die auf ihre Weise das Programm Simmels aufnehmen und fortentwickeln, und welche stellen sich diesem entgegen? Welchen Einfluß haben die Streitigkeiten innerhalb der Geschichtswissenschaft und der Nationalökonomie, denen Weber von seiner Ausbildung her verpflichtet war, und der Neukantianismus für seine spezifische Fassung der Soziologie? Um dies zu beantworten, verschränkt Tenbruck ausführlich und pünktlich werkgeschichtliche und methodologische Überlegungen, die er in den Kontext der erbitterten zeitgenössischen Diskussionen um Geistes- und Naturwissenschaften und ihre Erkenntnis- und Wissenschaftsprogramme stellt. Dabei erscheint Webers methodologisches Arbeiten als Durchgang, an dessen Ende er sich den großen Sachfragen seines Werkes zuwendet. „Es ist deshalb der Soziologe, der universalgeschichtliche Studien treibt, unter denen er die Herausarbeitung der Specifica der abendländischen Kultur versteht: Wissenschaft, Rationalität, Fachbeamtentum, Kapitalismus, Staat als Anstalt - (...)“ (1959a: 47f.)

Der Aufsatz, nahezu eine sechzigseitige Schrift für sich, konstatiert am Ende, daß Webers Methodologie: „ein höchst komplexes und wechselndes Gebilde“ sei, „ein höchst

widersprüchliches Gebilde, in dem die verschiedensten Antriebe, Begriffe und Probleme eine durchaus vordergründige und sehr allgemeine Lösung erfahren“ (1959a: 54).

Obwohl dem Kampf gegen den Naturalismus verschrieben, bleibe die Methodologie Webers letztlich unsicher in ihrer Begründung. Von ihr zu trennen aber seien die materialen Arbeiten des Soziologen Max Webers. Der zitierte letzte Absatz der Studie schließt: „Das sagt nichts gegen den Theoretiker und Soziologen Max Weber“ (1959a: 54). Der ‚Genesis‘-Aufsatz stellte eine deutliche Zäsur in der Weberforschung dar. In Dichte, Umfang, tief ansetzender Analyse und Sicherheit der Problemstellung bleibt er eine singuläre Leistung, die mit einem Schlag die Themen der zukünftigen Forschung vorgibt. Für Tenbruck selbst schließt er einerseits auf gewisse Zeit die intensive Beschäftigung mit den Entstehungskonstellationen der Soziologie in Deutschland ab, die er später für Frankreich und die USA anhand des Problems der ‚Gesellschaft‘ am Beispiel Durkheims (1981b) und George Herbert Meads ausbauen wird (1985). Doch bleibt die festgestellte methodologische Unsicherheit Webers für Tenbruck ein Stachel. Seine weitergehenden Studien führen zu einer grundlegenden Revision dieser Einschätzung (1975; 1986), die letztlich in der Rekonstruktion der Weberschen Position als dezidierter ‚Wirklichkeitswissenschaft‘ kulminiert.

Aber erst die Rekonstruktion der Simmelschen Soziologie und die bis heute gültige Deutung Simmels als Philosoph und Soziologen schlug die Brücke zur amerikanischen Soziologie, indem er Simmels ‚formale Soziologie‘ als Grundlage einer anspruchsvollen, die strukturellen und kulturellen Aspekte verbindenden Rollentheorie auswies (1959b). Auf diesem Hintergrund nahm er die an der Struktur der Gesellschaft orientierten amerikanischen Rollentheorien auf und verteidigte ihren nominalistischen Charakter und ihre Offenheit zur Kultur gegenüber Dahrendorfs Angriff im ‚Homo Sociologicus‘ (Tenbruck 1961). Er verband die empirische Orientierung und theoretische Fundierung der Soziologie, die er in Amerika kennengelernt hatte, mit den Problemen von Kultur und Geschichte, wie sie aus der deutschen und europäischen Tradition überkommen waren und entwickelte aus dieser Verbindung seine eigene Lösung in der Habilitationsschrift ‚Geschichte und Gesellschaft‘ von 1962, sowie in seinen materialen und empirischen Studien zur Religionssoziologie (1960a), Bildungssoziologie (1960b; 1962a) und in dem

Buch ‚Jugend und Gesellschaft‘, das die Jugendsoziologie in Deutschland mitbegründete (1962b).

4. Kultur und Gesellschaft

Tenbrucks Kultur- und Gesellschaftsverständnis verband konsequent Webersche und Simmelsche Konzeptionen mit avancierten amerikanischen, wie sie dort in der Kulturanthropologie und Soziologie entwickelt worden waren.

Seine eigenständige und originelle Verbindung von amerikanischen und deutschen Traditionen stellt nun allerdings keinen persönlichen Sonderweg dar, sondern bewegte sich durchaus in einer zwar avancierten aber akzeptierten Richtung. Insbesondere entsprach sie der Verbindung der theoretischen Entwicklungen in der amerikanischen Kulturanthropologie und Soziologie. Diese stellten einen theoriefähigen Kulturbegriff zur Verfügung, der eine analytische Verwendung ermöglichte, ohne ihn auf ‚Hochkultur‘ zu begrenzen. Dadurch entfiel die Kontamination mit der geisteswissenschaftlichen Tradition. 1958 hatten die führenden Theoretiker beider Disziplinen, T. Parsons und A. L. Kroeber die prinzipielle Gleichwertigkeit der Konzepte von ‚culture‘ und ‚social system‘ betont. „There are still some anthropologists and sociologists who do not even consider the distinction necessary on the ground that all phenomena of human behavior are sociocultural, with both societal and cultural aspects at the same time“ (Kroeber/Parsons 1958: 582). Zwar würden Soziologen zu einer sozialen Determinierung der Kultur neigen, und Anthropologen das Soziale als Ausdrucksform lediglich der Kultur deuten, doch könne eine Priorität eines der Konzepte gegenwärtig nicht behauptet werden. „Our objective in the present joint statement is to point out, so far as methodological primacy is concerned, that, either of these assumptions is a preferential a priori and cannot be validated in today’s state of knowledge. Separating cultural from societal aspects is not a classifying of concrete and empirically discrete sets of phenomena. They are distinct systems in that they abstract or select two analytically distinct sets of components from the same concrete phenomena“ (1958: 582). Der Kulturbegriff wird präzisiert als „transmitted and created content and patterns of values,

ideas and other symbolic-meaningful systems as factors in the shaping of human behavior and the artifacts produced through behavior“ (1958: 583). Die analytische Differenz beider Konzepte habe sich in der Fruchtbarkeit bei der Anwendung zu realisieren. „It is often profitable to hold constant either cultural or societal aspects of the same concrete phenomena while addressing attention to the other. Provided that the analytical distinction between them is maintained, it is therefore idle to quarrel over the rightness of either approach. It will undoubtedly be most profitable to develop both lines of thinking and to judge them by how much each increases understanding“ (1958: 583).

An dieser Perspektive, die er in seiner Habilitationsschrift über Geschichte und Gesellschaft fruchtbar macht, hat Tenbruck unbeirrt festgehalten und jeweils interveniert, wenn eine strikte Vereinseitigung und Hegemonie eines der Konzepte zu befürchten stand. So hält er es 1979 für geboten, einen ‚Neubeginn der Kulturosoziologie‘ (1979a) zu initiieren, um die Dominanz der Strukturtheorie zu relativieren, ohne diese nur umzukehren. „Die Kulturosoziologie unterstellt keine Dominanz der Kultur, aber sie akzeptiert auch nicht die Dominanz der Struktur als eine schlecht verborgene Voraussetzung soziologischer Arbeit. Als Wirklichkeitswissenschaft, die sich Struktur und Kultur nicht auseinander dividieren lassen darf, will sie die Gesellschaften in ihrer historischen und kulturellen Eigenart und nicht nur in ihrer strukturellen Allgemeinheit begreifen“ (1979a: 397). Ebenso kritisch hat er sich andererseits 1987 gegen einen unscharfen und ubiquitären Gebrauch des Begriffes der Kultur gewandt und ihm seine soziologische Bedeutung in Gestalt der ‚Repräsentativen Kultur‘ zugemessen (1990). Im Gegensatz zum Gesellschaftsbegriff sei der Kulturbegriff unterelaboriert und dadurch unscharf geworden. „Unsere naturalistische Annahme, Gesellschaften seien klar umrissene und vorfindbare Gebilde, ist das Ergebnis unseres Eingewöhntseins in einen Begriff, der erst durch die lange konzeptuelle Bearbeitung und vor allem: deren öffentliche Verbreitung seine heutige Bedeutung erhalten hat. Lange galt Kultur als der klare und sichere, Gesellschaft als der vage und diffuse Begriff. In unserer eigenen Erfahrung finden wir beide Gegenstände nicht. Alles, was wir beobachten können, sind zahllose konkrete und individuelle Handlungen und deren Produkte, die als solche weder ‚sozial‘ noch ‚kulturell‘ sind. Erst indem wir die Erscheinungen unter gewissen Gesichtspunkten auswählen und ordnen, bilden wir uns die beiden Begriffe, die keine

erfahrbaren Gegenstände benennen, sondern vermutete Zusammenhänge konstruieren“ (1990: 103f.).

Tenbruck hat seinerseits Energie in die Elaborierung des Kulturbegriffs investiert, dies aber nicht im Sinne der Arbeit an einer ‚Theorie der Kultur‘ verstanden. Der Antrieb zu einer programmatischen Neubegründung der Kulturosoziologie erwuchs nicht aus dem Wunsch der Etablierung einer Bindestrichsoziologie. Leitend waren Bedenken gegenüber einer unkritischen Reifizierung der Struktursoziologie und ihres Hauptbegriffes: der Gesellschaft. Vor allem die immer erneute Arbeit zu Weber hat die Reflexion der soziologischen Begriffe und unbewußten Vorannahmen vorangetrieben, die sich in einer kritischen Revision des Gesellschaftsbegriffes niederschlugen.

Im Konflikt und Streit der Soziologie und ‚Anti-Soziologie‘ geht es letztlich, akzeptiert man zu diesem Zweck die Etiketten, um das Selbstverständnis der Sozialwissenschaften. Tenbruck hat dessen grundlegendes Problem formuliert in der Frage nach der sachgerechten Verhältnisbestimmung von Person, Struktur, Kultur und Geschichte in den Sozialwissenschaften und in der sozialen und kommunikativen Konstruktion der Realität. Seine Bemühungen, diese Verhältnisbestimmungen vorzunehmen und zu klären, führten zu der dargelegten Balancierung der Konzepte von Struktur und Kultur bei der Veranschlagung der Möglichkeiten sozialwissenschaftlicher Theorien und Erklärungen, wobei er sich in Übereinstimmung mit den wichtigen Sozialwissenschaftlern befand, bevor Parsons quasi die Geschäftsgrundlagen änderte und selbst einen Primat der soziologischen Struktur- und Evolutionstheorie vertrat. Zunehmend ergaben sich Tenbruck daraus Fragen nach dem Status des theoretischen Zentralbegriffes Gesellschaft und der spezifischen Reflexivität der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse. Denn diese werfen durch ihre gewollte oder ungewollte Implementierung schwer lösbare Fragen nach dem Verhältnis von Wissenschaftssubjekt und wissenschaftlichem Objekt auf, insofern die sozialen Akteure selbst sozialwissenschaftliche Begriffe, Ergebnisse und Theorien verwenden, anwenden und sich selbst dadurch als soziale Wesen deuten. Diese durchaus spezifische Reflexivität erzeugt, mit den Begriffen Tenbrucks gesprochen, einen dauernden Selbstaufklärungs- und Bewältigungsbedarf. Mit der Etablierung und Durchsetzung der Sozialwissenschaften als Selbstbeobachtungsinstrument moderner

Gesellschaften, die bis hinunter zu schulischen Curricula das soziale Verständnis prägen, verschärft sich das Problem einer sachgerechten Verhältnisbestimmung durch die Soziologie. Dabei geht es vor allem um notwendige Aufklärung über die Grenzen einer in diesem Licht verantwortbaren Wissenschaft. Die von Weber hergeleitete Aufgabe der Metareflexion besteht in der beständigen Grenzziehung zwischen sozialwissenschaftlichen ‚Seins- und Sollensaussagen‘, die bei gegebener Reflexivität der Wissenschaft und der Akteure immer prekär und umstritten ist. Soweit die Sozialwissenschaften als Deutungsmacht akzeptiert werden und das Selbstverständnis der Moderne prägen, sollte daraus eine Selbstbindung an die Aufgabe soziologischer Aufklärung resultieren, die, so Tenbruck, deutlich machen muß, daß aus sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen nicht direkt auf Verhaltensanweisungen geschlossen werden dürfe. Es liege eine systematisch induzierte Gefahr darin, die sozialen Gesetzmäßigkeiten, also Aussagen über die ‚Struktur‘ der Gesellschaft im sozialtechnischen Sinne zu deuten.

Diskutiert werden die Folgen eines solchen Selbstverständnisses am exemplarisch modernen Fall einer ‚Kritik der planenden Vernunft‘ (1972). Darin verarbeitet er als einer der ersten deutschen Soziologen die Ergebnisse der Spiel- und Entscheidungstheorie und bestimmt ihre Reichweite, Grenzen und sozialwissenschaftliche Fruchtbarkeit. So sehr Planung individuell und unter modernen Bedingungen auch gesellschaftlich nötig und möglich ist, so begrenzt sind die Möglichkeiten, die Folgen sozialer Planungen vorherzusehen. Zeitgleich und räumlich verketteten sich Planungen, Handlungen und Kommunikationen und erzeugen notwendig zunehmende unbeabsichtigte ‚Nebenfolgen‘. Die Soziologie wie auch die Gesellschaft müssen daher immer mit der prinzipiellen Offenheit der Ergebnisse von Handlungen und Planungen rechnen. Die Gefahr besteht darin, das idealtypische Konstrukt des rational Handelnden der Spieltheorie für die Wirklichkeit zu nehmen und aus dem logischen Vorrang der Zweck-Mittelrationalität auf den faktischen Vorrang rationalen Handelns und damit auf die durchgängige Rationalisierbarkeit der Gesellschaft zu schließen. Stattdessen sollte die Soziologie ihre Theorien und Erklärungen im Anspruch nicht überdehnen, sondern deren Reichweite kritisch begrenzen.

5. Struktur, Rolle und Person

Die Überdehnung der Möglichkeiten der Sozialwissenschaften ist für Tenbruck eine stets gegebene Gefahr gewesen. Seit ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert und den mit Comte und anderen verbundenen Hoffnungen und Illusionen auf die sozialtechnisch regulierbare Gesellschaft habe sie ihre wachsende Deutungskompetenz immer wieder überstrapaziert. Ihre weithin impliziten Annahmen über das, was die Gesellschaft sei, habe immer auch Gefahren der Mißdeutung und Einseitigkeit mitsichgebracht.

Das ist einer der Gründe für Tenbrucks immer reflektierend mitlaufende Beschäftigung mit Fragen der Wissenschaften und ihrer Geschichte. Es erklärt auch seinen primär kritischen Impuls, der die Aufklärung der Selbstverständnisse dieser Wissenschaften zum Ziel hat. So kann er überzeugend zeigen, daß auch die sich wertfrei verstehenden modernen Wissenschaften zur ‚Glaubensgeschichte der Moderne‘ (1976) gehören und ihrerseits einem spezifischen ‚Trivialisierungsprozeß‘ (1975b) unterworfen sind, der ihre weltanschaulichen Bestandteile beständig verändert und umschmilzt. Diese Arbeiten gehören zum Kernbestand seines kultursoziologischen Anliegens, da sie die Wissenschaftsgeschichte aus der Frage nach der Deutungsmacht und -kompetenz gesellschaftlicher Akteure betreibt. Denn die Wissenschaften gewinnen ihre Kulturbedeutung erst dadurch, daß die Intellektuellen, die sie betreiben, ihrem Tun und seinen Ergebnissen soziale Relevanz beimessen.

Bei der Beschäftigung mit einzelnen Wissenschaften oder Wissenschaftlern geht es nicht um Wissenschaftskritik oder die Denunziation einzelner, sondern um die genuin soziologische Frage, wie sich das Phänomen der Durchsetzung der modernen Wissenschaften und insbesondere der Sozialwissenschaften strukturell erklären und historisch rekonstruieren läßt. So gesehen gehören Wissenschaftler zur kulturellen Elite moderner Gesellschaften und sind insoweit Teil der ‚Intellektuellen‘, die ein Großteil der Selbst- und Weltdeutungsanstrengungen produzieren, distribuieren und auch rezipieren. Die Analyse der Entstehungsbedingungen jener sozialen Sondergruppen, die wie die Intellektuellen zu gesellschaftlich akzeptierten Interpreten der Realität aufsteigen, verbindet die wissenschaftssoziologischen und -historischen Arbeiten mit den eher

programmatischen kultursoziologischen. In zwei Aufsätzen entfaltet Tenbruck dieses Problem (1980; 1981a) bis sie ihre programmatische Zuspitzung in dem so einflußreichen wie mißverständlich betitelten Buch ‚Die unbewältigten Sozialwissenschaften. oder Die Abschaffung des Menschen‘ erreichen (1984). Denn entgegen dem Wortlaut des Untertitels handelt der Text nicht von einer ominösen der Gefahr der Abschaffung des ‚Menschen‘, sondern um die der ‚Person‘ als soziologischer Kategorie und der damit verbundenen Depotenzierung der Vorstellungen vom modernen Subjekt, die durch die reifizierende Interpretation der Strukturtheorie gegeben sei und sich unvermerkt durchgesetzt habe. „Von Anfang an war der Mensch als Person in der Soziologie durch die Erfindung der ‚Gesellschaft‘ ausgeschaltet, die für sein Handeln so wenig Raum ließ, daß er sich selbst nur noch als technische Aufgabe verstehen konnte, die durch die Einrichtung der ‚Gesellschaft‘ zu lösen war“ (1984: 230). So könne der Mensch, „in dieses Weltbild eingeschult, sich nicht mehr als Person, ja gar nicht als handelndes Wesen verstehen und verfassen (...). Das Ausmaß der Folgen tritt allerdings erst dann hervor, wenn man bedenkt, daß die Persönlichkeit des Menschen nicht rein seine Innenseite meint. Die Person vielmehr ist die spezifische Art und Weise, in der wir die innere und äußere Wirklichkeit bewältigen, und Person werden wir, indem wir die Wirklichkeit nach unseren Werten und Zielen gestalten, ihr eine Bedeutung verleihen wollen. Person können wir auch nur dann sein, wenn wir in der Wirklichkeit auf jene Züge achten, die für ihre Gestaltbarkeit, in der wir uns als Personen verwirklichen, bedeutsam sind. Das aber sind jene Bestandteile, die für uns eine ‚Innenseite‘ derart haben, daß darin Sinn und Bedeutung unseres Handelns anstehen. Doch gerade diese Bestandteile der Wirklichkeit werden im Weltbild der Sozialwissenschaften systematisch ausgeblendet“ (1984: 237). „Es gibt (...) Aussagen, in denen die Ausschaltung der Person mehr oder weniger deutlich zutage tritt. So wenn R. Dahrendorf ‚das weitverbreitete Zögern‘ überwinden will, ‚die vage und für unsere Zwecke allzu unbestimmte Kategorie des Menschen ... aufzugeben‘, und die Rollentheorie als Überwindung einer Philosophie des Menschen verkündet“ (1984: 232). Damit schließt Tenbruck an Überlegungen an, die er 1961 anhand einer Kritik der Dahrendorfschen Umdeutung der Rollentheorie entwickelt hatte. Er geht in seinem Aufsatz, der eine Kritik des Dahrendorfschen Buches ‚Homo Sociologicus‘ darstellt, von zwei Vorannahmen aus. Er betont die große Bandbreite der amerikanischen Soziologie, die nicht nur Strukturfragen thematisiere, sondern auch das Verhältnis von

Kultur und Person, das zum „Gesellschaftsverständnis, das die Lehrbücher der Soziologie anbieten“ (1961: 7), gehöre. Der enge Bezug zur Kulturanthropologie führe zur Berücksichtigung der Bedeutung von Kultur, von „symbolischen Bedeutungen“ und Geschichtskennntnissen, die davor bewahren können, „Eigentümlichkeiten der modernen Gesellschaft für Charakteristika der Gesellschaft überhaupt zu halten“ (1961: 36). Tenbruck verweist bei der Betonung der „kulturellen Geformtheit des Menschen“ neben der Kulturanthropologie zudem auch auf den deutschen Historismus und A. Gehlen hinweist (1961: 31). Verknüpft wird dieser Gedanke mit der Simmel-Interpretation von 1958, die zeigt, daß Simmel die moderne Rollentheorie im Ansatz bereits vorwegnimmt. Dabei warnt er allerdings, im Unterschied zu den späteren rollentheoretischen Vereinnahmungen Simmels, eindringlich vor Mißdeutungen. „Dabei ist Simmel jedoch gegen eine gedankenlose Theorie der sozialen Struktur in Schutz zu nehmen, die Rolle mechanisch als Imitation, Gewohnheitsbildung, sozialen Druck versteht und menschliches Sein sich in solchem Tun erschöpfen läßt. Selbstverständlich ist auch Rollenhandeln grundsätzlich Bedeutungshandeln (...)“ (1958: 601). Simmel lehne eine Substantialisierung der Gesellschaft ab, die „nicht ein substantielles Etwas, sondern eine Fülle von in sich verhakten Vergesellschaftungen“ sei (1958: 604).

Tenbruck konstatiert bei Dahrendorf eine Verkennung der Bedeutung der Kulturfragen: „Der Strukturbegriff der Gesellschaft abstrahiert (...) von einer Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit, nämlich der Bedeutung, die das Tun für den Handelnden kraft einer Beziehung auf jene gemeinsamen Ideen und Werte hat, die zusammen mit den Techniken die Kultur einer Gesellschaft *in sensu sociologico* ausmachen“ (1961: 6). Daher gilt, „daß das soziale Handeln nur einseitig erfaßt wird durch Angaben über das beobachtbare Verhalten in seiner Tatsächlichkeit oder - was das gleiche ist - durch Beschreibung dieses Verhaltens in seiner Konformität mit den Erwartungen anderer“ (1961: 6). Dieser Einseitigkeit der Strukturtheorie sei man sich aber in den USA durchweg bewußt, hingegen „beschränkt sich *Dahrendorf* nicht nur auf die Stukturfragen, sondern hält sie allein für soziologisch erheblich“ (1961: 7).

Wird aber solcherart die Kultur systematisch aus der Soziologie ausgeblendet, verengt sich notwendig auch das Verständnis von Sozialisation und damit das Menschenbild.

„Wo (...) die strukturelle Gliederung der Gesellschaft nicht nur pragmatisch und für bestimmte Zwecke der Analyse, sondern *realiter* von jener, wie immer differenzierten Gemeinsamkeit der Ideen, Wert und Techniken, die der Soziologe Kultur nennt, getrennt wird, wo die gesellschaftliche Struktur also verselbständigt und selbstgenügsam wird, da sinkt der Sozialisierungsprozeß zu einem bloßen Lernen von *Rollenfertigkeiten* und die Rolle zum bloßen *Anspruch* der Gesellschaft ab, so daß nun die Sanktionen zum Zentrum der Gesellschaft werden“ (1961: 7f.).

Diese Folgen sind zwangsläufig und unvermeidlich, wenn wie bei Dahrendorf die Soziologie ausschließlich auf Struktur- und Rollentheorie verengt werden soll: „Wo von den Begriffen der Rollentheorie gefordert wird, daß sie uns vollgültig die gesellschaftliche Wirklichkeit erklären, zeigen sie eine eigene Enge und Starre. Die Entfremdung von Mensch und Gesellschaft scheint uns ein Produkt dieser Einseitigkeit“ (1961: 8).

Hinzutrete bei Dahrendorf eine Reifizierung seines nominal definierten Rollenbegriffs. Wenn man sich auf eine Nominaldefinition der „sozialen Rolle“ beschränkt, gilt allerdings, „daß diese Abstraktion von der sozialen Wirklichkeit gewisse Probleme nicht aufgreifen darf und nicht lösen kann, weil sie eben auf einige Momente dieser Wirklichkeit verzichtet. (...) So kann mit diesen Begriffen und dieser Theorie der soziale Wandel, sofern er in kulturellen und nicht strukturellen Ursachen wurzelt, nicht erfaßt werden. Ferner kann der soziale Wandel, soweit er auf Änderungen des Verhaltens zurückgeht, nicht erfaßt werden, weil da Verhalten hier doch *nominal* als Produkt der Erwartungen verstanden wird, also ohne Änderungen der Erwartungen folgt, können jedenfalls diese Erwartungen, ohne weitere Zusätze der Theorie, ihrerseits auch nicht erklärt werden“ (1961: 28 f.).

Aber insbesondere ist es bei einer solchen nominalen Rollendefinition ausgeschlossen zu „fragen, wie sich der Einzelne zu *dieser* Rolle verhält. Es liegt also bei *Dahrendorf* eine krasse Reifizierung des nominalen Rollenbegriffes vor“ (1961: 29). Er „schafft sich künstliche Probleme, indem er die Ebenen der Begriffe durcheinander mengt und eine pragmatisch-definitivische Festsetzung unbesehen für ein Stück soziale Wirklichkeit hält“ (1961: 30).

Dies ist freilich um so bemerkenswerter, als Dahrendorf selbst bekanntlich ja sehr genau um den bloßen Konstruktcharakter seines Rollenbegriffs weiß. „Dahrendorf besteht emphatisch darauf, daß es sich bei wissenschaftlichen und insbesondere soziologischen Begriffen um eine Konstruktion des Verstandes handele, daß Wissenschaft allemal eine zweite Wirklichkeit errichte. Er tut dann genau das, was unter diesen Voraussetzungen nicht mehr möglich ist: er fragt, wie sich diese Begriffe zum ganzen Menschen oder gar dieser Mensch zu jenen Begriffen verhält“ (1961: 36).

Die Schärfe dieser Kritik, die Tenor und Äußerungen in den ‚Unbewältigten Sozialwissenschaften‘ vorwegnehmen, mag überraschen und sogar unverständlich erscheinen. Denn das Beharren auf den Gefahren des naiven Gebrauchs der sozialwissenschaftlichen Begriffe, so berechtigt es ist, betrifft doch nur einen Aspekt sozialwissenschaftlicher Arbeit und ihrer Verwendung. Verständlich wird die nicht nachlassende kritische Energie erst, wenn ihr Impuls zutage liegt, wie in dem zeitgleich verfaßten Text ‚Über Kultur im Zeitalter der Sozialwissenschaften‘ (1963). Dabei wird deutlich, daß für Tenbruck die gesellschaftliche Bedeutung der Sozialwissenschaften zu wichtig ist, als das sie ‚falsch‘ verstanden werden dürften. Denn „was unsere Gesellschaft ist und sein will und sein kann, das wird immer mehr und immer direkter eine Funktion dessen, was unsere Sozialwissenschaften sind“ (1963: 16). Sowohl Theorieproduzenten wie auch -konsumenten stehen in der Gefahr, die soziologische Theorie für die Realität zu nehmen. Und die Dramatik dieser modernen Situation besteht darin, daß die modernen Gesellschaften auf die sozialwissenschaftlichen Deutungen angewiesen sind, um ein zureichendes Bewußtsein ihrer neuartigen Struktur zu entwickeln. Daher gibt es auch nicht die Lösung des Zurück hinter die Durchsetzung sozialwissenschaftlicher Aufklärung. „Die Sozialwissenschaften vermessen und vermitteln die Wirklichkeit - und eben deshalb ist es eine *vermittelte* Wirklichkeit. Zu sagen, was ist, dazu sind wir berufen, aber auch dazu verdammt, das was ist, durch dieses Sagen zu verändern und zu zerstören. Die Wirklichkeit, die wir ans *Licht* holen, ist schon nicht mehr die Wirklichkeit, wie sie *vorher* bestand“ (1963: 19). Die Aufgabe unter diesen Bedingungen muß daher auch in der Verschärfung der sozialwissenschaftlichen Reflexion auf sich als „das Organ der Selbstinduktion des Gegenstandes“, der Gesellschaft, sein. „Welche Art von Sozialwissenschaften wir haben, entscheidet immer stärker darüber, welche Art von Ge-

sellschaft wir haben werden“ (1963: 16). Die Unhintergebarkeit der modernen Sozialwissenschaften fordert diese selbst auf, sich ihrer Verantwortung in dieser Situation klar zu werden. Und diese besteht vordringlich darin, sich den konstruktiven Charakters ihrer Theorien und Begriffe immer wieder vorzuhalten, um somit den einzelnen Subjekten ihre „schöpferische Möglichkeit“, zu ihren „gesellschaftlichen Verfallenheitn“, die die Sozialwissenschaften notwendig aufdecken, selbstverantwortet Stellung zu nehmen (1963: 21). Die Entwicklung des Selbstverständnisses der Sozialwissenschaften seit 1960 bestärkte Tenbrucks Befürchtungen. Seither und kulminierend in einer Reihe von Aufsätzen sowie in dem zusammenfassenden Buch zu den unbewältigten Sozialwissenschaften hat er die Gefahren der Umdeutung des Personbegriffes herausgearbeitet. Im Kern läuft diese soziologische Umcodierung auf den Verzicht des Aufklärungsprojektes hinaus, das im Subjekt die verantwortungübernehmende und handelnde Person als Produkt moderner Kultur erschlossen hatte. Die Kosten dieser Umdeutung für die einzelnen und die Gesellschaft hat Tenbruck für unverantwortbar hoch gehalten.

6. Gesellschaft

Ein wichtiger Weg zur Überprüfung der Leistungen und Versprechungen der Sozialwissenschaften ist die Reflexion der Vorannahmen und verdeckten Normativitäten, die in die Zentralbegriffe der Wissenschaften eingelagert sind. Tenbruck selbst hat diese Prüfung anhand der Begriffe Wissenschaft, Rolle, Kultur und Gesellschaft vorgenommen. Heute scheint es nahezu selbstverständlich, darauf zu verweisen, daß die Klassiker der Soziologie ein unterschiedliches Verständnis des Begriffs Gesellschaft besaßen. Das ist jedoch in hohem Maße der Aufklärungsarbeit auch der eindringlichen Studien Tenbrucks zu danken (Vgl. Firsching 1998; Wagner 1999). Denn der Versuch der theoretischen Paradigmatisierung, wie er vor allem von Parsons betrieben wurde, hatte sich als explizites Ziel eine ‚Theorie der Gesellschaft‘ gesetzt, deren Grundlage ein allgemein akzeptierter Gesellschaftsbegriff war. Die Dominanz dieser Fokussierung verdeckte lange Zeit die Tatsache, daß dieser Begriff von Beginn an umstritten war. Und die maßgebliche Parsonische Rekonstruktion der Soziologiegeschichte invisibilisierte diese Kontroversen,

indem sie einen idealtypischen Fortgang der theoretischen Entwicklung postulierte, der über Durkheim und Weber zum Strukturfunktionalismus führe. Tenbrucks kritische Auseinandersetzungen mit den Klassikern und den Begriffen sind zumindest insoweit fruchtbar geworden, als heute einiges von Tenbruck erarbeitetes als verbreitet und unbestritten gelten kann, beispielsweise, daß Weber aus Gründen nahezu ganz auf den Begriff der Gesellschaft verzichtete (Tyrell 1994) und stattdessen die Prozesse der Vergesellschaftungen untersuchte, ohne eine übergeordnete Identität der Gesellschaft vorauszusetzen. Hier berührt er sich mit Simmels Begriffsverwendung, der damit verstetigte Formen der Wechselbeziehungen bezeichnete, ebenfalls ohne eine letzte Entität anzunehmen (1958, 1959b). Ausgehend von ‚Geschichte und Gesellschaft‘ (1962/1986) untersuchte Tenbruck in der ‚Soziologie vor der Geschichte‘ (1972b) die Selbstverständnisse und Vorannahmen des Gesellschaftskonzepts und konstatiert eine „einseitige Betrachtungsweise, die unter Soziologen endemisch ist: der Versuch Geschichte aus einem Ein-Gesellschafts-Modell zu begreifen, sie insgesamt aus dem Charakter einer einzelnen, oder am Ende gar der Gesellschaft herauszudestillieren. Natürlich findet sich in jeder zünftigen Klassifikation des sozialen Wandels auch der exogene Fall äußerer Induktion. Bei bestimmten Problemen wird davon sogar Gebrauch gemacht. Minoritäten, Diffusionsvorgänge, Subkulturen, Kolonialverhältnisse zwingen oft dazu, Seitenblicke auf eine zweite Gesellschaft zu werfen. Sie gehen jedoch in die Theorie des sozialen Wandels so wenig ein wie der berühmte Datenkranz von Randbedingungen in die Volkswirtschaftslehre. In Einzelfällen, wo eindeutige Einwirkungen greifbar vorliegen, wird im Ausnahmeverfahren auf eine exogene Randbedingung zurückgegriffen. Von irgendeinem Versuch, ein Mehr-Gesellschaften-Modell des sozialen Wandels zu entwerfen, und sei es auch nur in der Absicht, die relative Trächtigkeit dieses Zugangs gegenüber dem Ein-Gesellschafts-Modell methodisch zu kontrollieren, (...) ist mir jedenfalls nicht bekannt“ (1972b: 35f.). Valide Aussagen über die intern gesteuerten Wandlungsprozesse lassen sich aber nur vornehmen, wenn die Einflüsse der Außenlagerung von Gesellschaften untersucht werden. Dies stellt keine Alternativen dar, denn „es wäre natürlich eine neue Einseitigkeit, wenn man die Möglichkeit beiseite setzen wollte, daß sich in einzelnen Gesellschaften rein aus inneren Bedingungen Ansätze zu Veränderungen ergeben haben“ (1972b: 37). Doch eine sachgerechte Analyse gesellschaftlicher Evolution komme ohne die methodische

Kontrolle durch Mehr-Gesellschaftsanalysen nicht aus. „Man wird vielmehr grundsätzlich das jeweilige System der Außenlagerung einer Gesellschaft herausarbeiten oder noch besser: die Wandlungen mehrerer Gesellschaften im Kontext des Mehr-Gesellschaften-Feldes studieren müssen“ (1972b: 38).

Diese Anregungen, Kritik und Perspektiven verdichtete Tenbruck 1989, vor dem Fall der Mauer, zu der Alternative ‚Gesellschaftsgeschichte oder Weltgeschichte?‘ (1989c). Hier betont er erneut, daß letztlich die obligatorische Verwendung des Gesellschaftsbegriffes in unlösbare Aporien führe. Die Vereinseitigung des universalisierten Gesellschaftsbegriffs führe zur Annahme, daß Gesellschaft und Gesellschaften als universale soziale Tatsache existierten, die aus sich und von innen heraus erklärt werden müßten, weil sie sich aus sich heraus entwickelten (1981b). Diese Konzeptualisierung erkläre den Vorrang des Differenzierungsgedankens, der seit Spencer die Soziologie beherrsche und eine rein immanente soziale Differenzierung voraussetze (1972b; 1979). Zudem ergeben sich daraus Folgerungen für die Vorstellungen der Beziehungen zwischen Gesellschaften. Diese gängige Konzeption erlaube keine angemessene Analyse von religiösen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Phänomenen, die gesellschaftsübergreifend wirken können. Migrationen, Wanderungen und auch Kriege und Eroberungen, die Übernahme oder die Assimilation ganzer Gesellschaften durch andere Gesellschaften könnten nicht theoretisch geklärt werden, obwohl sie doch unzweifelhaft ‚soziale‘ Vorgänge sein. Auch sogenannte primitive Gesellschaften lebten nicht in völliger Isolation, bis auf wenige Ausnahmen. Erst recht kenne die europäische Geschichte keine gegeneinander isolierten Gesellschaften, eher im Gegenteil sei hier ein außergewöhnlich hoher Grad der gegenseitigen Durchdringung festzustellen, der die europäische ‚Modernisierung‘ als einen gesamteuropäischen und teils bereits globalen Vorgang kennzeichne, also von weltgeschichtlicher und nicht allein gesellschaftsgeschichtlicher Bedeutung sei. Dieser Prozeß werde unter den Vorannahmen des Gesellschaftsbegriffes vornehmlich als Entwicklung nationaler Gesellschaften identifiziert, wodurch die Soziologie sich in die Aporie verstricke, einerseits die Gesellschaft als ein vorstaatliches Gebilde zu konzipieren, andererseits den gesellschaftlichen Ganzheiten aber nur als politischen Objekten habhaft zu werden. Deutlich werde diese Aporie bei politischen Teilungen und Vereinigungen (wie dann in

Laufe der folgenden Jahre durch den Gang der Geschichte beglaubigt), die für die Soziologie immer zugleich Teilungen und Vereinigungen von Gesellschaften seien, ohne daß die realen sozialen Prozesse differenziert erklärt und gedeutet werden könnten. Ganz abgesehen davon, daß der Vorrang der Differenzierungstheorie eine sachgerechte Analyse der historischen gesellschaftsübergreifenden Dynamik nahezu unmöglich mache, da der Soziologie die Kategorien fehlten, Mehr-Gesellschafts-Konstellationen zu verstehen und zu erklären und deren Entwicklungsmöglichkeiten abzuschätzen. Da die „gesellschaftliche Entwicklung im Grunde kein Binnenvorgang in einer Gesellschaft“ sein könne (1989c: 97), fordert er den „Verzicht auf den Begriff ‚Gesellschaft‘, wo immer dieser über seine unspezifische Bedeutung hinausgeht“ (1989c: 97). Der Begriff der Gesellschaft sei nur eingeschränkt theoretisierbar, da ihr keine autonome Einheit und persistierende Identität zukomme, wie dies die Reifizierung durch Spencer, Durkheim und Parsons unterstelle. Daraus folgert er in seinem Durkheimaufsatz 1981: „Wir werden den Realitäten in dem Maße näherkommen, wie wir wieder von benennbaren Staaten, Nationen, Kulturen, Stämmen, Völkern, Religionen, Verbänden, Parteien, Ideologien, Wirtschaften, Publika und dergleichen mehr als von so vielen eigenen Vergesellschaftungen zu sprechen lernen, ohne darum das trügerische Band der ‚Gesellschaft‘ zu schlingen“ (1981b: 207).

6. Schlußnotiz

Zuletzt sei noch daraufhingewiesen, ohne es näher diskutieren zu können, daß gerade die avancierten und skrupulösen theoretischen Ansätze, die an einer Idee der Theorie der Gesellschaft arbeiten, die Tenbruckschen Aporien bestätigen. So hat N. Luhmann unbeirrt daran festgehalten, wie er dies auch schon in einer Rezension von Tenbrucks ‚Geschichte und Gesellschaft‘ getan hat, daß Gesellschaft nur als Weltgesellschaft denkbar ist, da alle möglichen Kommunikationen, die Gesellschaft konstituieren, nur innerhalb der Gesellschaft ablaufen können, daß es also letztlich nur eine Gesellschaft geben könne. Gesellschafts- und Kommunikationsgrenzen müssen daher zusammenfallen. Trotz dieser Insistenz mußte er sich in ‚Die Gesellschaft der Gesellschaft‘ (1997) deutlicher mit der Evolution des Weltgesellschaftssystems

auseinandersetzen und Stellung nehmen zu dem Problem, ob und wie tatsächlich eine Gesellschaft nur existieren könne, die allerdings in Gestalt von diversen Gesellschaften vor der ‚Vollrealisation‘ der Weltgesellschaft existierte (1997: 806). Und damit verstrickt er sich in jene Aporien, die Tenbruck dem hypostasierten Gesellschaftsbegriff zuschreibt. Soziale und historische Evolution der Weltgesellschaft als realer identischer Entität sind trotz aller systembegrifflichen Anstrengungen nicht durchzuhalten, denn, wie auch mehrfach in diesem letzten großen systematischen Beitrag Luhmanns angesprochen, stellen sich Probleme der zeitlichen und räumlichen Identitätsvorstellungen: wann beginnen und enden Gesellschaften, wie weit reichen sie? Dazu ein abschließendes Beispiel: „Die alteuropäische Tradition ist in einer Gesellschaft entstanden, die heute nicht mehr existiert – und zwar weder im Hinblick auf Kommunikationsweisen noch im Hinblick auf Differenzierungsformen“ (1997: 893). Das mag in Bezug auf Semantiken, Differenzierungsformen und Kommunikationsweisen plausibel sein, aber in Bezug auf Luhmanns eigene Letztbestimmung von ‚Gesellschaft‘: „daß überhaupt im Hinblick auf weitere Kommunikation kommuniziert wird“ (1997: 437), ist die Aussage zumindest ausgesprochen problematisch, denn gerade im Mehr-Gesellschafts-System Europas wird man keinen Abbruch des kommunizierens im Anschluß an Kommunikationen finden, damit also auch kein Ende der ‚alteuropäischen‘ Gesellschaft im strikten Sinne. Ersichtlich sind diese inneren Widersprüche aus dem Gesellschaftsbegriff selbst erzeugt (Schwinn 1995).

Vielleicht sollte man aus den Tenbruckschen Anfragen, Anregungen und Aporieverweisen in Bezug auf den Begriff ‚Gesellschaft‘ folgern, daß er als moderner Einheitsbegriff nicht auf der Ebene der Theorie, sondern auf der Ebene der Semantik zu verankern und zu benutzen ist.⁵

*

⁵ In einem kurzen Text unterbreitet Luhmann, quasi im Gegenzug, denselben Vorschlag für den Begriff der ‚Kultur‘. Allerdings will er ihn zugleich als historischen Begriff verabschieden, was nicht nötig ist, wie Tenbruck zeigt, wenn man ihn nicht reifiziert und ihm nicht die Lasten einer ‚Theorie der Kultur‘ aufbürdet, die sowenig tragfähig wäre, wie eine abschließende ‚Theorie der Gesellschaft‘.

Soziologie und ‚Anti-Soziologie‘ müssen sich nicht wie Aufklärung und Antiaufklärung zueinander verhalten. Viel eher, und das demonstriert das Werk Tenbrucks, geht es dabei um einen Streit innerhalb der Soziologie um die rechte Bestimmung der Soziologie als moderner Form der Aufklärung. Notwendigerweise bedarf Aufklärung der Selbstaufklärung und vor allem der je erneuten und bewußten Grenzbestimmungen ihrer Möglichkeiten und Aufgaben. Das betrifft Methoden und Techniken der Soziologie, das gilt aber auch für konstitutive Begriffe und Theorien sowie für die Frage, zu welchem Ziel und Zweck Soziologie betrieben werden solle.

Literatur

Firsching, Horst, 1998: Ist der Begriff ‚Gesellschaft‘ theoretisch haltbar? Zur Problematik des Gesellschaftsbegriffs in Niklas Luhmann ‚Die Gesellschaft der Gesellschaft‘, in: Soziale Systeme 1998, 1: 161-173.

Homann, Harald, 1989: Gesetz und Wirklichkeit in den Sozialwissenschaften. Vom Methodenstreit zum Positivismusstreit, Diss. Tübingen.

Luhmann, Niklas, 1993: ‚Was ist der Fall‘ und ‚Was steckt dahinter?‘ Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie, in: Zeitschrift für Soziologie 22: 245-260.

Luhmann, Niklas, 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M.

Schelsky, Helmut, 1981: Rückblicke eines ‚Anti-Soziologen‘, Opladen.

Schwinn, Thomas, 1995: Funktion und Gesellschaft. Konstante Probleme trotz Paradigmenwechsel in der Systemtheorie Niklas Luhmanns, in: Zeitschrift für Soziologie, 24: 196-214.

Tenbruck, Friedrich, 1944: Die transzendente Deduktion der Kategorien nach der zweiten Auflage der ‚Kritik der reinen Vernunft‘, Diss. Marburg 1944.

Tenbruck, Friedrich, 1958: Georg Simmel (1858-1918), in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 10: 587-614.

Tenbruck, Friedrich, 1959a: Die Genesis der Methodologie Max Webers, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 11: 573-630; erneut abgedruckt in: Tenbruck 1999: 1-58.

Tenbruck, Friedrich, 1959b: Formal Sociology, in: Kurt H. Wolff (Hrsg.), Georg Simmel, 1858-1918. A Collection of Essays, with Translations and a Bibliography, Columbus, Ohio State University: 61-99.

Tenbruck, Friedrich, 1960a: Die Kirchengemeinde in der entkirchlichten Gesellschaft. Ergebnisse und Deutung der ‚Reutlingen-Studie‘, in: D. Goldschmidt / F. Greiner / H. Schelsky (Hrsg.), Soziologie der Kirchengemeinde, Stuttgart, Enke: 122-132.

Tenbruck, Friedrich, 1960b: Anger, Hans: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten. Unter zeitweiliger Mitarbeit von Allen S. Davis, Ilse Mächtle-Davis, Dorothee Neff, Friedrich H. Tenbruck, Paul Worlitzky, Hermann Vetter. Mit einem Geleitwort von Gerd Tellenbach und einem Nachwort von Eduard Baumgarten, hrsg. vom Institut für empirische Soziologie der Wirtschaftshochschule Mannheim in Verbindung mit der George-Washington-Stiftung für vergleichende Sozialwissenschaften in Stuttgart, Tübingen, Mohr.

Tenbruck, Friedrich, 1961: Zur deutschen Rezeption der Rollentheorie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 13: 1-40, als Antwort auf R. Dahrendorf, Homo Sociologicus, Opladen 1959.

Tenbruck, Friedrich, 1962/1986: Geschichte und Gesellschaft, Berlin 1986
[Habilitationsschrift von 1962].

Tenbruck, Friedrich, 1962a: Bildung, Gesellschaft, Wissenschaft, in: Dieter Oberndörfer (Hrsg.), Wissenschaftliche Politik. Eine Einführung in Grundfragen ihrer Tradition und Theorie, Freiburg, Rombach: 365-420.

Tenbruck, Friedrich, 1962b: Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven, Freiburg i. Br., Rombach; Auszugsw. erneut abgedr. in: Tenbruck 1996: 195-218.

Tenbruck, Friedrich, 1963: Über Kultur im Zeitalter der Sozialwissenschaften, Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 14, Freiburg/München, Alber: 25-40; erneut abgedr. in: Tenbruck 1996: 27-47.

Tenbruck, Friedrich, 1972a: Zur Kritik der planenden Vernunft, Freiburg/München.

Tenbruck, Friedrich, 1972b: Die Soziologie vor der Geschichte; in: Peter Christian Ludz (Hrsg.), Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 16), Opladen: 29-58.

Tenbruck, Friedrich, 1972c: Geschichtserfahrung und Religion in der heutigen Gesellschaft; in: Spricht Gott in der Geschichte? Mit Beiträgen von Friedrich H. Tenbruck, Günter Klein, Eberhard Jüngel, Alexander Sand, Freiburg/Basel/Wien, Herder: 9-94.

Tenbruck, Friedrich, 1975: Das Werk Max Webers, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 27: 663-702; erneut abgedr. in: Tenbruck 1999: 59-98.

Tenbruck, Friedrich, 1975b: Der Fortschritt der Wissenschaft als Trivialisierungsprozess, in: Nico Stehr und René König (Hrsg.), Wissenschaftssoziologie. Studien und Materialien (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 18), Opladen: 19-47.

Tenbruck, Friedrich, 1976: Die Glaubensgeschichte der Moderne, in: Zeitschrift für Politik 23: 1-15.

Tenbruck, Friedrich, 1979a: (zusammen mit W. Lipp) Zum Neubeginn der Kultursoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31: 393-398.

Tenbruck, Friedrich, 1979b: Die Aufgaben der Kultursoziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31: 399-421; erneut abgedr. in: Tenbruck 1996: 48-74.

Tenbruck, Friedrich, 1980: Die unbewältigten Sozialwissenschaften (I), in: Zeitschrift für Politik 27: 219-230.

Tenbruck, Friedrich, 1981a: Die unbewältigten Sozialwissenschaften (II), in: Soziologie in weltbürgerlicher Absicht. Festschrift für René König, hrsg. v. H. v. Alemann, H. P. Thurn, Opladen, Westdeutscher Verlag.

Tenbruck, Friedrich, 1981b: Émile Durkheim oder die Geburt der Gesellschaft aus dem Geist der Soziologie, in: Zeitschrift für Soziologie 10: 333-350; erneut abgedr. in: Tenbruck 1989b: 187-211.

Tenbruck, Friedrich, 1984: Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen, Graz/Wien/Köln.

Tenbruck, Friedrich, 1985: George Herbert Mead und die Ursprünge der Soziologie in Deutschland und Amerika. Ein Kapitel über die Gültigkeit und Vergleichbarkeit soziologischer Theorien; in: Hans Joas (Hrsg.), Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads, Frankfurt a. M. : 179-243.

Tenbruck, Friedrich, 1986: Das Werk Max Webers. Methodologie und Sozialwissenschaften, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 13-31; erneut abgedr. in: Tenbruck 1999: 157-175.

Tenbruck, Friedrich, 1989a: Manuskript: Zur Orientierung über meine Arbeiten und Pläne, Mai 1989 (4 S.): 1.

Tenbruck, Friedrich, 1989b: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne, Opladen 1989.

Tenbruck, Friedrich 1989c: Gesellschaftsgeschichte oder Weltgeschichte?, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41: 417-439; erneut abgedr. in: Tenbruck 1996: 75-98.

Tenbruck, Friedrich, 1990: Repräsentative Kultur, in: H. Haferkamp (Hg.), Sozialstruktur und Kultur, Frankfurt a. M.: 20-53; erneut abgedr. in Tenbruck 1996: 99-124.

Tenbruck, Friedrich, 1996: Perspektiven der Kulturosoziologie. Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Clemens Albrecht, Wilfried Dreyer und Harald Homann, Opladen.

Tenbruck, Friedrich, 1999: Das Werk Max Webers. Gesammelte Aufsätze zu Max Weber, hrsg. v. Harald Homann, Tübingen.

Tyrell, Hartmann, 1994: Max Webers Soziologie – eine Soziologie ohne ‚Gesellschaft‘, in: Wagner, G./Zippryan, H. (Hg.), Max Webers Wissenschaftslehre. Interpretation und Kritik, Frankfurt a.M.: 390-414.

Wagner, Gerhard, 1999: Herausforderung Vielfalt. Plädoyer für eine kosmopolitische Soziologie, Konstanz.